

Durch Schmerzen empor [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575009>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Durch Schmerzen empor.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Jakob Wasshant.**

(Fortsetzung).

Mutter und Schwester sahen Hermine zu und begriffen nicht: wie hatte sich das Kind verändert, war das menschenmöglich! Sie fanden indessen, es sei das Klügste, sie gewähren zu lassen und die Zeit abzuwarten, da das Vornehmthum und das Nasenrumpfen ihr von selber verleiden würden.

Wirklich, nachdem sie alle Gegenstände im Hause neu getauft, eine Woche lang jeden Tag ein-, zweimal sich ausgetobt und sich ein Kleid zurechtgemacht hatte, das zur Landarbeit taugte und ihr doch wohl anstand, wurde sie ruhiger, fast zu ruhig. Man sah ihr die üble Laune auf hundert Schritte an und zuweilen überraschte man sie, wie sie auf ihr Gerät gestützt vor sich hinsann oder mit feuchten Augen in die Ferne starrte. Sie war vom Heimweh nach der Stadt geplagt; der einsame Hof, die barsche Mutter und die stille, nur an ihren zukünftigen Hausstand denkende Schwester waren ihr widerwärtig, sie meinte ein solches Leben nicht ertragen zu können.

Als am Samstag Hans erschien und Lene ihn der Schwester mit den Worten: „So, da siehst du ihn jetzt!“ vorstellte, konnte das Stadtjüngferchen ein Lächeln nicht unterdrücken; sie verhielt sich den ganzen Abend sehr zurückhaltend, worüber Lene sich innerlich freute und sich sagte: „Oh, wie dumm ich war mit meiner Angst!“

Hans glaubte die Frostigkeit seiner zukünftigen Schwägerin nicht mit gleicher Münze bezahlen zu dürfen und versuchte mehrmals ein Gespräch anzuknüpfen; ohne viel Erfolg. „Das weiß ich nicht.“ „Ja, freilich.“ „Mag schon sein.“ „Meint ihr?“ waren ihre längsten Antworten. Diese Einförmigkeit verletzte den Burschen doch zuletzt, und als er sich verabschiedete, sprach er: „Jungfer Hermine, etwas muß ich Euch doch noch anraten: man sollte nicht einen ganzen Abend brumm! und knurr! und furr! machen, wenn man einen so hübschen und feinen Schwager in Aussicht hat.“

Die Wendung kam Hermine so unerwartet, daß sie laut auflachen mußte, — zum ersten Mal, seit sie wieder in der Mutter Haus war. Sie drückte Hans nicht unfreundlich die Hand zum Abschied, und, von Lene befragt, wie ihr der Bräutigam gefalle, gab sie zur Antwort: „Nun, er könnte noch klobiger und grobhölziger sein.“

Bei den folgenden Besuchen wurde der Verkehr zwischen Hans und Hermine nach und nach so, wie er zwischen Leuten sein muß, die in Zukunft eng mit einander verwandt sein sollten. Mutter und Schwester

bemerkten bald, daß Hermine sich an Samstagen mit noch größerer Sorgfalt kleidete und kämmte als sonst. Sie that das erst nicht in schlimmer Absicht, sondern weil sie in der Pension, in der sie als Zimmermädchen gedient, sich an den Verkehr mit jungen Herren gewöhnt und wohl bemerkt hatte, daß man mit ihnen in saubern Säckchen besser fährt als in zerrissenen und schmutzigen. Wenn auch Hans nur ein Bauer war, so sah sie doch darin keinen Grund, die erworbene Erfahrung brach liegen zu lassen; denn die Eitelkeit und die Sucht, sich bemerkbar zu machen und zu locken, hatten großen Anteil an ihr. Hans war das einzige männliche Wesen, das man auf dem Eichhof aus der Nähe zu sehen bekam, und das hübsche Pöfchen, das in der Stadt keinen Schritt hatte machen können, ohne einen Herrenrock zu streifen oder einen Schnurrbart lachen zu sehen, machte es nun wie die Kinder: wenn ihnen die polierten Marbeln fehlen, so spielen sie mit Kieselsteinen. Spiel ist Spiel, Marbeln oder Steine, was liegt daran! Die Hauptsache ist, daß die Langeweile nicht an uns zehrt. Und hat man lange mit geschliffenen Kugeln gespielt, so vertreibt man sich die Zeit ganz gern einmal mit eckigen Straßensteinen.

So kam es, daß Hermine, die die Woche über nicht viel mehr als „Guten Tag“ und „Gute Nacht“ sagte, an Samstagen recht gesprächig und unterhaltend sein konnte. Man entdeckte nun, daß sie zwei Reihen weißer, kecker Zähne im Mund hatte, bei deren Anblick einem der Gedanke kam, es müsse eine besondere Lust sein, damit zu beißen; man gewahrte, daß sie mit Wörtern umzugehen verstand, die nicht auf dem Eichhof gewachsen waren, daß, wenn sie sich die Mühe nahm zu lachen, sich in ihren Wangen zwei hübsche Grübchen bildeten und daß in jedem ein Erzschelm steckte. Und nicht nur in den Grübchen, sondern auch in den schwarzen Augen, die wie Nädchen im Kopf herum gingen und, wenn sie lachten, einen seltsamen Glanz bekamen. Wenn sie so in ihrer guten Laune war, mußte man sie gern haben. Es hausten eben zwei Menschen in ihr. Das fühlte niemand besser als Lene, die sich vor dem einen der beiden Menschen, dem unwirschigen, trozigverschlossenen rechtschaffenen fürchtete. Es verging kein Tag, ohne daß sie sich Vorwürfe darüber machte, von Hermine ein Opfer angenommen zu haben; denn sie fühlte, daß sie dadurch die Schwester verloren hatte. Wie hatten sie einst zusammengestanden, nicht wie Mädchen, sondern wie Buben, jede der andern Wehr und Ratgeb und

Gutwetterwind! Wie manchmal hatte die eine die Hiebe und Schelten eingesteckt, die der andern gebührten! Wie oft hatten sie sich mit vereinten Kräften aus einem schlimmen Neze gebissen! Und jetzt? Vene glaubte beständig auf Herminens Gesicht eine Anklage und manchmal wohl auch eine Verwünschung zu lesen: „Deinetwegen mußte ich auf die Stadt und alles, alles, was sie für mich hatte, verzichten! Deinetwegen werde ich nun immer auf diesem langweiligen Gimbirnix hausen müssen! Auf diesem zähen Lehm Boden, an dem man kleben bleibt, um nicht wieder loszukommen. Deinetwegen, deinetwegen! Oh dieses tägliche, wöchentliche Einerlei! Oh diese Hölle! Du heiratest und gehst; ich aber soll nun ewig im Lehm stecken bleiben und verzappeln wie eine Fliege im Spinnennetz! Was hast du vor mir voraus?“

So dachte Hermine auch wirklich. Täglich bereute sie es, dem Brief der Mutter gehorcht zu haben; wenn sie an die Zukunft dachte, arbeitete sie sich in einen maßlosen Zorn hinein, ihr ganzes Leben schien ihr verpfuscht, das Atmen auf dem lustigen Hofe ein elender Erstickungstod.

Einst, als man die üble Laune von weitem an ihr ablesen konnte, redete die Mutter sie an: „Ich habe in meiner Jugend immer gemeint und erfahren, Heimkehren sei das Beste im Leben; bei dir scheint es anders zu lauten, dir scheint die Heimat ein Übel zu sein. Was hast du gegen sie? Müß heraus mit der Sprache und sag, was dir mißfällt. Woche um Woche ein Gesicht schneiden, wie Novemberwetter und höchstens am Sonnabend ein freundliches Wort finden, das ist ein Leben, schlimmer als unter Zuchthäuslern!“

Ja, das sei auch ihre Meinung, zischte Hermine, sie möchte fast lieber im Zuchthaus Körbe flicken, als auf dem Eichhof Brot essen. Ob man denn nicht begreife, daß auch sie etwas vom Leben haben möchte; ob sie denn mit ihren zwanzig Jahren sich schon ins Grab legen sollte? Wenn sie daran denke, daß sie nun ihr ganzes Leben auf diesem taubstummen Hofe verhärmen müsse, so möchte sie am liebsten einen Sprung ins Wasser thun! Man habe ihr schon von Leuten erzählt, die lebendig in einem Sarge vernagelt wurden; wie es diesen zu Mut sein müsse, so sei ihr. Es sei entsetzlich!

Die Mutter ließ sie reden, bis sie ihren Gedankenvorrat erschöpft hatte; dann sagte sie kurz: „Es gibt auch eine Pflicht.“

„Was? eine Pflicht? Ja, eine Pflicht sich selber gegenüber!“ rief Hermine und preßte die Hände gegen die Brust, als wolle diese zerpringen. „Wer lohnt es mir, wenn ich . . .? Niemand! Drum gehe ich heute noch von hier weg! Sorgt ihr für euch, wie ich für mich sorgen werde!“

Sprach's und eilte in ihre Kammer hinauf, um sich in sonntägliche Kleider zu werfen und ihre Sachen zusammenzupacken.

Als sie wieder in die Stube trat, um Abschied zu nehmen, versperrte ihr die Mutter die Thüre.

„Wag's, Kind, das Haus zu verlassen! Hier habe ich zu befehlen und über dich mehr, als über alles andere; denn du hast einen Meister am nötigsten, du Leichtsinn!“

Hermine gebärdete sich, um Eindruck zu machen, toller, als ihr zu Mute war, stampfte, daß der Fußboden zitterte, ballte die Hände und rollte die Augen. Sie lasse sich nicht halten, schrie sie, jetzt müsse sie sich losmachen, sei einmal Vene nach Rüttschwyl gezogen, so sei es zu spät, dann könne sie auf dem Hofe grau und weiß und schimmelig werden; sie habe auch ein Recht zu leben und wolle nicht bei lebendigem Leibe verwesen. „Siehst du denn nicht, Mutter, daß ich anders bin als ihr zwei, daß ich die Langeweile und die Einsamkeit nicht mehr aushalte? Laß mich zieh'n, ich kann ja alles, alles ertragen, nur dieses elende Leben nicht! Ich bin zu etwas Besserm geboren, als Erbschollen zu zerstampfen und Vieh zu füttern!“

Da richtete sich die alte Frau vor ihr auf, und sie schien sich um einen ganzen Fuß zu strecken, sodaß Hermine eine leise Furcht überkam; denn sie wußte aus ihren Kinderjahren, wie wehrhaft die Mutter sein konnte.

„Ich habe dich geboren, Kind, und bin für dich verantwortlich. Lasse ich dich in die Stadt zieh'n, so gehst du mir an Seele und Leib zu Grunde; drum halte ich dich, und müßte ich mich an dir vergreifen! Du magst das Leben auf dem Hof nicht, weil es deinem Leichtsinn nichts gibt; ich aber sage dir, es ist gesunder als die Luft dort drin! Die hat dich verlieberlicht, du Taugenichts, ich sah dir's lange an. Und nun geh' in deine Kammer und zieh' die Werktagskleider wieder an!“

„Stallknecht mag sein, wer da will,“ entgegnete Hermine, „mir geht das Gewerbe wider das Blut, laß mich ziehen!“ Und sie legte sich aufs Bitten: es werde ja doch nicht gut, wenn sie auf dem Hofe bleibe; warum denn gerade sie, die Mutter, ihr vor dem Glück sein wolle.

„Glück, ja, das nennt man Glück! Geh, ich lasse nicht mit mir feilschen! Auf dem Hofe kann ich dich vor Schlimmem behüten, in der Stadt bist du ein Laub, das flattert, wie der Wind bläst. Nühre deine Hände besser, so werden dir die Grillen von selber verfliegen!“

„Ich gehe doch!“

Die Mutter trat dicht vor sie hin. „Geh' und kleid' dich um oder dann falle mich alte Frau an; denn anders kommst du nicht über diese Schwelle, anders nicht!“

Nun gab Hermine den Kampf auf. „Gerät es so



Ein Stück Alt-Luzern. (Nach Aquarell von Oskar Limacher).

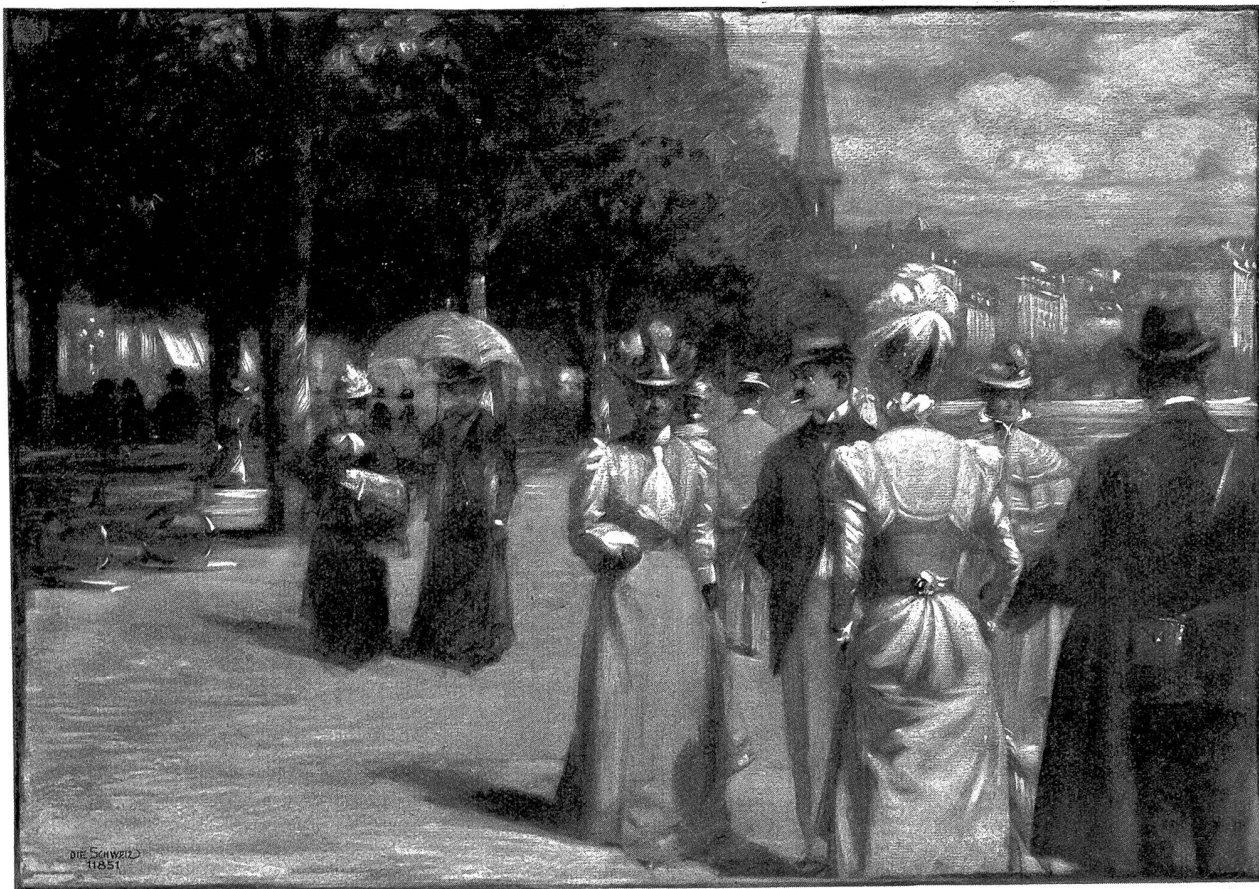
Laurentianische Kapelle mit einem Teil des Schöbinger'schen Hauses neben der „Muntiatür“ am Löwengraben (von einem Atelier der Kunstgewerbeschule aus aufgenommen).

Die Kapelle wurde 1599 von den Beginen, die ihr Kloster am Sternplatz hatten, erbaut. Nach verschiedenem Besitzerwechsel erwarb im Jahr 1819 der Staat die sog. „Muntiatür“ samt der Kapelle. 1826 wurde diese letztere den Protestanten zur Abhaltung ihres Gottesdienstes eingeräumt, welchem Zweck sie diente, bis die Protestanten ihre eigene neuverbaute Straße neben dem „Schweizerhof“ bezogen. Seit 1861 gehört die Kapelle der Familie von Sonnenberg und dient wieder katholischem Gottesdienst.

nicht, so gerät es vielleicht auf anderm Wege,“ dachte sie und stieg in ihre Kammer hinauf, aus der sie den ganzen Tag nicht wieder hervorkam. Sie schmiedete Pläne und verzehrte sich in Groll, immer von dem einen

anekelnden Gedanken verfolgt: „St Lene einmal weg, so muß ich hier auf dem verwünschten Hof mein ganzes Leben verzappeln. Ich will nicht!“

Am folgenden Tag schien sie es überwunden zu



Am Schweizerhofquai zu Luzern. (Nach Originalzeichnung von Hans Meyer-Cassel).

haben; sie ging ruhig ihrer Arbeit nach und sah eher zuversichtlich als niedergeschlagen aus. Die Mutter triumphtierte: „Da sieht man's: um Meister zu sein, muß man festhalten können! Und festhalten kann gottlob die alte Bree noch, wenn sie auch krumme Finger hat!“

* * *

Könnte man in die Herzen sehen, die Eichbäuerin würde nicht so sehr frohlockt haben.

Es war ein Samstag. Am Abend erschien Hans auf dem Eichhofe. Hermine gab sich freundlich mit ihm ab, während Vene in Hausgeschäften ab- und zuing. Wie sie einmal unvermutet in die Stube trat, bemerkte sie unter dem Tisch, an dem der Bursche und Hermine einander gegenüber saßen, eine rasche Bewegung, einen sich eilig zurückziehenden Fuß. Ihr war, es zerreiße ihr ein Band in der Brust, und das Blut stockte im Herzen. Fing er das Spiel jetzt mit der Schwester an und sie mit ihm? Eine unsägliche Angst faßte sie. Um beobachten zu können, setzte sie sich nicht an den Tisch; denn sie wußte, wie wenig das Gesicht von dem verriet, was die Füße unternahmen. Als sie Platz gefunden und die beiden andern bemerkten, daß sie ihnen

fern blieb, glaubte sie einen raschen Blick aufzufangen, der ihren Verdacht bestätigte, einen Blick des Einverständnisses und der Warnung. Andere Beweise erhaschte sie an jenem Abend nicht, und als sie ein paar Stunden später wach neben der schlafenden oder sich schlafend stellenden Schwester in der Kammer lag, suchte sie sich ihren Argwohn und ihre Angst wieder auszureden; denn der Mensch sagt lieber zu seinen Augen: „Ihr seid Lügner!“ als zu seinem Glück: „Du bist dahin!“

Aber nachdem nun Vene aus ihrer Ruhe aufgeschreckt war, fiel ihr jedesmal, wenn Hans auf Besuch kam, etwas auf, was den ersten Verdacht wieder aufscheuchte. Sie fühlte, daß er sich lieber im Gespräch an die schlagfertigere, schönere, besser gekleidete Schwester wandte als an sie; sie fing bald einen Blick auf, der redete wie ein Wort, bald ein Wort, das nicht den gewöhnlichen Klang hatte. Die Küsse, die ihr Hans beim Kommen und Gehen gab, waren weniger herzlich als früher; die Hand, die er bei der Ankunft in die ihre legte, schien es eilig zu haben, eine andere zu drücken, es stak ein Fieber, ein unruhiges Leben darin; die Augen, die sonst gern und freundlich bei ihr weilten, hielten ihren forschenden Blick nicht aus und glichen Dieben, die sich ans Werk machen möchten und sich beobachtet fühlen.



Quai National in Evèren.



Internationales Kriegs- und Friedensmuseum, Luzern: Schlacht bei Grandson,
Gemälde von R. Fauslin (Phot. Gysi & Cie., Aarau).

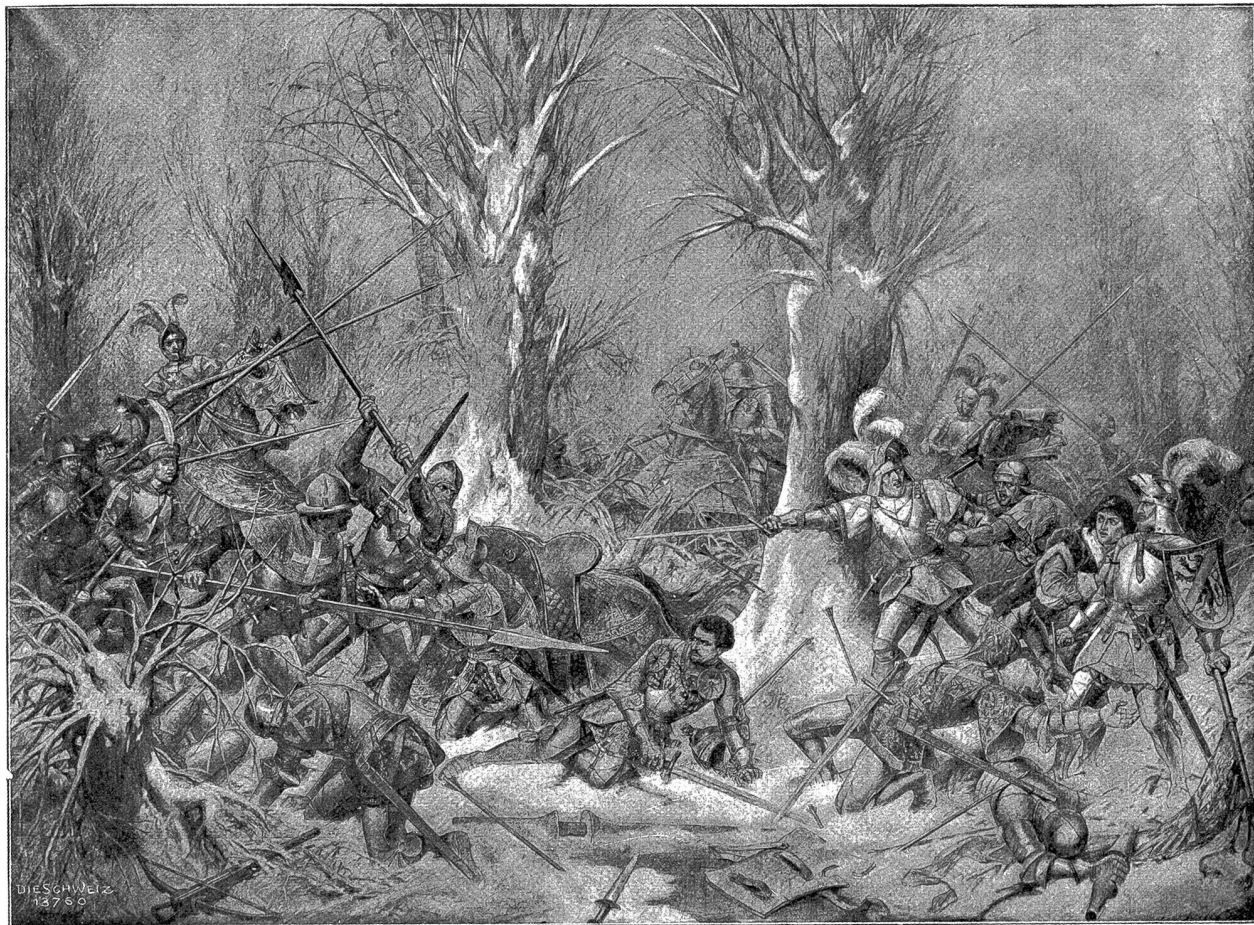
Vene merkte, daß das, was sie sich seit dem Frühling zusammengesonnen hatte, ihr wie Wasser aus der Hand glitt, und jedesmal, wenn ihre Befürchtungen wieder neue Nahrung erhielten, zuckte es ihr in den Armen, das flüchtige Glück zu fassen und mit aller Kraft zu halten. Manchmal aber stieg ein sträflicher Gedanke in ihr auf: „Wöchte er doch sterben, er oder ich! Dürfte ich ihn doch umbringen, ihn oder mich!“

Auf die eine oder andere Weise, so raunte es in ihrer Brust, würde die Liebe, auf die sie ihr ganzes Leben nun gestellt hatte, vor dem drohenden Untergang bewahrt bleiben. Sie litt unsäglich unter der beständigen Angst. Während sie sich sonst nach dem Samstag gesehnt und die Stunden und Viertelstunden abgezählt hatte, nahte ihr der Tag jetzt wie ein unheimlicher, bedrohlicher Schatten, und sie wurde, je näher er rückte, immer unruhiger und reizbarer. Mit Hermine vermochte sie kein heiteres Wort mehr zu tauschen und um so weniger, je mehr diese zu Scherz und Lustigkeit aufgelegt wurde. Mehr als einmal war sie auf dem Punkt, die Mutter, die nichts zu merken schien, zu bitten, den Unruhestifter wieder in die Stadt ziehen zu lassen; aber konnte sie ihre Zaghaftigkeit aufdecken? Und wie hätte sie den Wunsch begründet? Sie verfiel schließlich

nur auf ein Mittel, den Bräutigam zu halten: ihn noch mehr zu lieben, als sie es schon that; denn sie war überzeugt, daß die Liebe sich mitteile und von einem Menschen auf den andern übergehe; Hans würde sich nicht in sie verliebt haben, wenn sie ihn nicht vom ersten Tag an mit unsichtbaren Fäden umspinnen hätte; jetzt müsse sie das Werk aufs neue beginnen und von ganzem Herzen.

Wenn Eifersucht und Leidenschaft einen Weg suchen, so ist zu wetten, daß sie ihn verfehlen. So ging es auch Vene. Früher war sie dem Bräutigam gegenüber zurückhaltend und im äußern Gebaren fast kühl gewesen, nicht aus Berechnung, sondern aus natürlicher Scheu und aus unbewußter Furcht, ein Band völlig zu lösen, indem sie es, wenn auch nur wenig, lockerte. Jetzt entschloß sie sich, mehr aus sich herauszutreten, wußte aber nichts Besseres zu thun, als die Art der Schwester nachzuahmen. Was bei dieser jedoch natürlich und ungezwungen aus dem ganzen Wesen sich loslöste, nahm sich bei der tiefer angelegten, aber schwerfälligen Vene erzwungen und plump aus, und Hermine war mehr als je im Vorteil.

Wer bei dem heimlichen Ringen der Schwestern gut wegkam, war Hans. Er wurde von beiden gehätschelt;



Internationales Kriegs- und Friedensmuseum, Luzern: Tod Karls des Kühnen bei Nancy,
Gemälde von St. Jauslin (Phot. Gysi & Cie., Aarau).

was sie ihm an den Augen ablesen konnten, das thaten sie und mehr. Und er, den unten in Rütiswyl alle Mädchen über die Achsel ansahen, begann sich wichtig vorzukommen und füllte, wenn er breit hinter dem Tisch saß, fast das ganze Stübchen. Er erlaubte sich nun manche Dreistigkeit, die er früher nie gewagt hätte, manches zweideutige Wort, das ihm noch vor wenigen Wochen übel bekommen wäre. Es war, als hätte Hermine aus der Stadt an den Kleidern etwas mitgebracht, das sie nun an dem Bauernburschen nach und nach abstreifte, etwas von den Manieren und der Gesinnung der Pensionsherrn, deren Zimmer sie zu scheuern, deren Betten sie zu rüsten hatte.

Statt am Samstag kam Hans nun meistens am Sonntagmorgen nach dem Eichhof, um die Annehmlichkeiten des doppelt Umvorbenen ausgiebiger zu kosten. Der Gedanke, ein böses Spiel zu treiben, plagte ihn nicht oder ging doch wie der Schatten eines vorbeiswebenden Vogels rasch über ihn weg. Auch Hermine schien ein gutes Gewissen mit sich zu tragen; sie hatte das aufbrausende zänkische Wesen fast ganz abgelegt, arbeitete mehr, als man von ihr verlangte und war der Mutter

gegenüber ein gutes Kind. Die alte Bäuerin begriff den Wandel nicht, freute sich aber darum nicht weniger darüber. Kam der Sonntag, so war Hermine erst recht munter, ganz wie sie als Kind gewesen. Einst, als der Himmel mit Wolken überhängt war, der Regen in endlosen Strömen niederfiel und an die Fensterscheiben gepeitscht wurde, fühlte sie sich drin in der heimeligen Stube mehr als sonst in ihrem Element; sie wurde wieder ein Kind und hätte mit der Puppe gespielt, wenn eine im Haus geblieben wäre, und da keine zur Hand war, nahm sie Hans dafür, und er ließ es sich gefallen und machte mit, so gut er es in seiner klobigen Art vermochte; er lachte über sich und aus Lust an der Unterhaltung und gestand am Abend, noch keinen so kurzweiligen Tag erlebt zu haben. Eine Woche später begann das nämliche Kindertreiben zwischen den beiden wieder. Ein duftiger Herbsthimmel, graufarbig und doch freundlich, lag über dem Land, und man jagte sich im Obstgarten, wo einem die Äpfel verlockend in den Mund hingen oder die Nüsse auf den Kopf fielen. Hermine glich in ihrem roten Kleid einer Flamme, die der Wind vor sich herweht, und Hans hastete ihr nach,

wagte aber nicht, sie zu greifen, wie in Furcht, sich am Feuer die Finger zu verbrennen. Kammen die beiden einen Augenblick zur Besinnung, so priesen sie den einsamen Hof, auf dem man vor fremden Augen und bösen Zungen sicherer sei als anderswo zwischen den Wänden der Stube.

Bei diesem Tollen konnte Lene ihnen nicht folgen. Das arbeitsvolle Leben auf dem Hof hatte ihren Kindersinn zum guten Teil erlötet, und schon hatte jener Ernst Gewalt über sie bekommen, den man bei Landleuten, besonders Frauen, so oft antrifft: sie gehen am Morgen an die Arbeit, sie kehren am Abend nach Hause zurück, immer mit dem nämlichen freudlosen Gesicht, gleichviel ob's lenzt oder herbstet, der Himmel über ihnen glänzt oder dunkelt, als müßten sie ein Jahr wie das andere etwas Liebes betrauern.

Lene zog sich in ihre Kammer zurück, blickte den beiden Frohmütigen eine Weile zu und warf sich dann schluchzend auf's Bett. Womit hatte sie solches Elend verdient?

Hans und Hermine bemerkten kaum, daß sie nicht mehr in ihrer Nähe war; sie trieben es immer lustiger vom Baumgarten auf die Wiese, von der Wiese in den Wald, aus dem sie erst bei anbrechender Nacht zurückkehrten, müde und still, halb verdrossen, aber doch nicht uneinig.

Als Lene an jenem Abend den Bräutigam, wie es ihre Gewohnheit war, auf die Treppe geleitete, sagte sie zu ihm: „Warum ist es zwischen uns nicht mehr wie sonst? Gelt, ich bin dir verleidet?“

Sie sprach es in so weichem, flehentlichem Ton, daß sich in dem Burschen das Gewissen aufrichtete. Er wußte sich nicht anders als mit Grobheit zu behelfen: „Du hast kein Vertrauen zu mir! Du magst mir keine Freude gönnen! Und mach ich kein Sauerampfergesticht wie du, so heißt es gleich, ich liebe dich nicht!“ So schalt er sie; das arme Mädchen glaubte aus den pol-

ternden Worten die Versicherung seiner Liebe zu hören, schlang ihre Arme um seinen Hals und hatte wieder einmal einen glücklichen Augenblick. Er ließ sie gewähren, war aber froh, als er die Treppe hinuntersteigen und in die Nacht hinaus enteilten konnte.

Unterdessen hatte drinnen in der Stube die Mutter Hermine zur Rede gestellt: „Ich weiß bald nicht mehr, was ich denken soll! Wer ist mit Hans versprochen und soll in vierzehn Tagen von der Kanzel verkündet werden, Lene oder du? Es sind in der Stadt, wie es scheint, schöne Manieren an dir kleben geblieben. Jagt man sich dort stundenlang mit Mannsbildern, die einen nichts angehen, im Wald herum?“

Hermine kehrte den Trotz heraus und erwiderte barsch, sie wisse selber, was sie zu thun habe, sie sei alt genug, man habe sie auf diesem Hof festgenagelt, und jetzt wolle man ihr noch das Schwätzen und Lachen verbieten! Ein Eisen habe sie übrigens nicht abgelassen.

Nun brauste die Mutter auf: „Das fehlte noch, daß du uns mit Schande bedecktest! Es ist schlimm genug, daß du das Wort nur zu denken und zu sprechen wagst. Nun weiß ich erst recht nicht, was ich von dir halten soll!“ Sprach's und jagte das Mädchen wie ein kleines Kind ins Bett.

Als Lene in die gemeinsame Kammer trat, hörte sie die Schwester ins Kissen schluchzen. Sie fragte, was ihr sei. Statt einer Antwort schlang Hermine ihr den Arm um den Nacken, wie sie als Kind zu thun pflegte, wenn sie von einem Geheimnis gedrückt wurde oder einen Streit schlichten wollte.

„Das Gewissen plagt sie,“ dachte Lene und erwartete ein Geständnis.

„Lene, hör!“ flüsterte Hermine; dann aber, als be-reute sie das Wort, riß sie den umschlingenden Arm hastig an sich, kehrte der Schwester den Rücken und ließ nicht mehr mit sich unterhandeln.

(Fortsetzung folgt).

✻ Vergebens! ✻

Sie sagen, der Frühling komm' über Nacht
Und schließe die alten Wunden;
Da bin ich bebedend heut aufgewacht . . .
Das Heil hab' ich nicht empfunden.

Sie sagen, er schreite lachend durch's Land,
Verschwende Veilchen und Lieder;
Da zog ich hinaus, und mit leerer Hand
Kehrt' müd' ich am Abend wieder.

Sie sagen, er flieg' in die Kammer hinein,
Daß heiß die Wangen sich färben;
Ich öffnete sehnend mein Fensterlein,
Ein Windstoß schlug es in Scherben.

Isabelle Kaiser.

